

Ich liege. Mit geschlossenen Augen. Durch das Schwarz im Innen der Lider schwimmen noch die Neonkonturen der Lichterkette, die dein Hochbett umspannt. Ich beobachte die wabernden Lichtspuren im Wissen, dass es sinnlos ist, sie fixieren zu wollen. Sie entziehen sich ganz langsam gleitend dem Halt meines Blicks.

Ich liege. Zum ersten Mal seit über 14 Stunden tue ich nichts.
Sage nichts. Bewege nichts.
Höre nicht meinen Namen. Beantworte ich keine Fragen.
Schmiere ich kein Brot und trage keine Salbe auf
oder klebe irgendwo ein Pflaster drauf.
Ich habe keine Wäsche in der Hand, die ich gewillt bin zu reinigen.
Ich schlage keinen Schwestern vor, sich doch bitte friedlich zu einigen.
Ich bringe nicht den Müll runter und bohre auch kein Loch in die Wand.
Und ich habe weder Laptop noch Tablet noch Handy in der Hand.
„Das Homeoffice hat geschlossen!“
beschloss ich beim Abendessen unverdrossen.
Ich spüle nicht ab, rühre nicht in der Pfanne.
Lasse kein Wasser in unsere Wanne.
Ich suche kein Quietscheentchen, das „ganz sicher irgendwo hier sein muss.“
und ich gebe keinem schwerverletzten Kuscheltier einen Kuss.
Bin weder Gesangs- noch Diskussions- noch Spielpartnerin,
wenn dieser Tag ein Song wäre, wäre es der, in dem Phela singt:
„Ich wäre gerne hundert Meter groß,
Ich wäre gerne stark und sorgenlos.
Ich hätte gerne hundert Arme mehr.“
Ja, mit Konjunktiven tut sich die Pandemie nicht schwer.

Ich. Liege.
Neben mir zartes Atmen, dein kleiner Brustkorb, der sich senkt und hebt.
Dein Körper, tiefenentspannt, hat gespielt, ist gerannt
und hat schon wieder einen ganzen, neuen Tag erlebt.
Auch ich bin angenehm schwer und der Takt deines Schnaufens zieht mich in seinen Bann.
Wie man nur so verdammt niedlich schlafen kann!
Die allumfassende Ruhe dieses Moments lässt mich in Ehrfurcht untertauchen.
Ich bin gespannt, ob wir angesichts der Zahlen morgen schon wieder ein virologisches
Wunder brauchen

Denn da draußen gibt es Kinder, deren Kuscheltier manchmal das Einzige ist, was sie
beschützt.
Sie fühlen sich selbst zu Hause allein und haben keinen, der sie unterstützt.
Ich spüre die Wärme deines Körpers und hoffe sehr, du bist immer in Sicherheit
und denke an den Brief meiner einen Schülerin verfasst an die „Einsamkeit“:
Sie will nicht, dass jemand weiß, wie traurig sie ist,
wie sehr sie das Rausgehen mit ihren Freundinnen vermisst.
Ihre Eltern sorgen sich schon genug, vor allem finanziell,
sie will sie nicht belasten, verdächtige Tränen trocknet sie ganz schnell.

Sie weiß, es ist jetzt wichtiger, Haushalt und Hausaufgaben zu machen,
als mit ihrer BFF zwischen Kaufhausauslagen zu lachen.
Und während ihr großer Bruder im verdunkelten Zimmer hockt,
wo er nachmittags mit den Kollegen online immer zockt,
und auf die Bitte nach Mithilfe nur sagt: „I don't care“,
tut sie sich mit den Kontakten OHNE Schule eher schwer.
Sie hängt zwar am Wochenende ewig vor YouTube und noch länger im Chat,
aber ohne die Stimme und die Umarmung ihrer Freundin fühlt sie sich nicht komplett.
Andererseits hat sie auch irgendwie keinen Bock mehr rauszugehen.
Sie findet es so schwer mit Maske und ihren „Corona-Kilos“ gut auszusehen.
Sie macht sich Sorgen um ihre Zukunft, müsste eigentlich mal drüber reden.
Aber damit geht sie nicht zu jedem.
Die Leute im JUZ meinten, sie sei jederzeit willkommen.
Sie hat sich das schon zigmal vorgenommen,
aber es fühlt sich so unnatürlich an zu sagen: „Hey du, ich hab' da ein Problem.“
und statt in Ruhe beim Billard zu quatschen, unsicher am offenen Fenster zu stehen.
An manchen Tagen ist ihr so langweilig, dass sie anfängt rückwärts die Stunden seit dem
ersten Lockdown zu zählen.
Ich kann sie so gut verstehen.
Wenn die Pandemie ein Film wäre, hieße er wahrscheinlich „Herr der Masken“,
in der extended Version, kaum zu ertragen, selbst für absolute Cineasten.
In den Hauptrollen Politiker*innen, die Lobby und Hobby gerne verwechseln
und die Probleme von Jugendlichen belächeln und stattdessen ihre Schecks zählen.
Und die Studie darüber, dass die Pandemie besonders Mädchen die Zukunft verbaut,
hat sich aus dramaturgischen Gründen noch keiner wirklich angeschaut.

Ich liege. Mit geschlossenen Augen.
Vor dem Schwarz im Innen der Lider formen sich die Neonkonturen zu kleinen Fragezeichen.
Es muss doch einen Weg geben, Mädchen wie meine Schülerin noch besser zu erreichen.
Wenn ich in meinen Schreibprojekten ihre Texte lese
und ihren Themen eine Plattform gebe,
ist das zwar Sprachrohr bei fehlender häuslicher Sicherheit,
aber nur ein winziger Schritt zu mehr Sichtbarkeit.
Womit sollen sich die Mädchen identifizieren,
wenn fast nur Männer als Experten über die Pandemie informieren?
Am Vormittag bin ich bei einem Vortrag zur Chancengleichheit von Mädchen gewesen
und nur drei der teilnehmenden 58 konnte ich als männlich lesen.
Wie sollen wir es da als Gesellschaft schaffen, nicht in alte Stereotype zurückzufallen,
wenn die Chancen und Träume der Mädchen auf wieder erstarrte Grenzen prallen?
Wird der Diskurs darüber hauptsächlich von den Frauen selbst geführt?
Muss man selbst betroffen sein, damit einen ein Thema echt berührt?
Ich glaube nicht.

Stehen wir auf. Mit offenen Augen.
Gemeinsam entwickeln wir Ideen, die zur Umsetzung taugen.
Dazu wurde heute gebeten in die Zukunftswerkstatt einzutreten:
Zuerst wird gemeckert über die Folgen der Pandemie
dann geschwelgt in Zukunftsfantasie.

Was davon taugt für die Praxis und wird weitergedacht
und wie wird daraus jetzt konkret ein Projekt gemacht?
Projekte für mentalen Rückenwind,
die Mädchen spüren lassen, wie stark und wichtig sie sind.
In der Jugendarbeit gemeinsam mobil sein, dazu anzuregen,
sich mehr im draußen und mit dem Bus der Möglichkeiten zu bewegen.
Oder mithilfe von Influencer*innen bayernweit die Sichtbarkeit und Vernetzung stärken,
Politiker*innen auf die Lage der Jugendlichen aufmerksam machen, die es von selbst schlicht
nicht merken.
Gendergerechte Sprache verwenden und vorzuleben,
um in der analogen und digitalen Praxis ein gutes Beispiel zu geben.
Schutzräume anbieten und Schule als Lebensraum öffnen
und zeigen, Mädchen sind nicht nur Schülerinnen und die passiv Betroffenen.
Projekte sollen Selbstachtsamkeit stärken, Bewusstsein bei ALLEN für Rollenbilder schaffen,
Mädchen begleiten, wertschätzen und ihnen zeigen, auch sie dürfen alles machen.

An Tagen wie heute können Konturen erschaffen werden,
die wir greifbar mit Lösungen und Inhalten füllen.
Damit die Stimmen der Mädchen nicht mehr leise verhallen,
sondern wie Löwinnen brüllen.
Ich bin Poetin und weiß eine gute Utopie sehr zu schätzen,
stehe aber auch darauf Worte in die Tat umzusetzen.
Und kann es angesichts der geballten Superkräfte kaum erwarten,
beaumend, zaubernd, polyglott und weltfriedlich
zurück in die Zukunft einer gendergerechten Welt zu starten.

Copyright Meike Harms April 2021